

Leo Tolstoi und der Krieg

Autor(en): **H.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 44

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

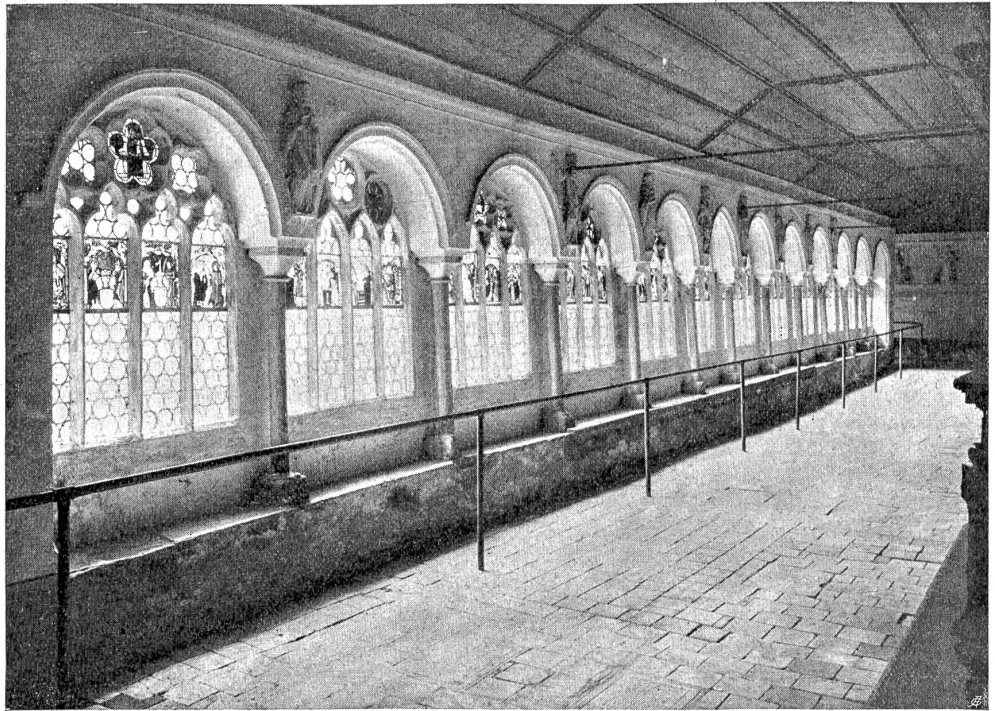
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stellung. Es läßt und lüchelt, höhnt und grinst, scheltet und droht, zankt und troht, predigt und mahnt nur so über das Gefühl hinweg in wunderbarem Gegensatz zu der himmlischen Ruhe der steifen Heiligen, die zwischen den Säulen stehen. Wir könnten wohl einen halben Tag die Stühle begucken und studieren und hätten doch noch nicht alles entdeckt, was da zu sehen ist. (Abbitdng. S. 520 u. 521.)

Doch wir reißen uns los und betreten, über die Grabplatten ehrwürdiger Aebte und frommer Ritter schreitend, den Kreuzgang, wo uns ein nicht geringerer Kunstgenuß erwartet. Die Hofseite des Kreuzganges ist nämlich von rundbogigen Fenstern gebildet, die in ihrer obern Hälfte sehr gut erhaltene Glasgemälde von großartigem Werte zeigen. Die ganze Sammlung umfaßt nicht weniger als 180 Stück; sie hält an Reichhaltigkeit den Vergleich mit jeder andern schweizerischen Glasgemäldeammlung aus; an Kunstwert steht sie nur der in Königsfelden nach. An ihr kann man prächtig die Entwicklung der Glasmalerei studieren von ihren ältesten Zeiten an bis zur Blütezeit und weiter bis zum Zerfall der Glasgemäldekunst. Die ältesten Stücke in Wettingen entstanden zwischen 1250 und 1260; sie sind die schönsten Beispiele romanischer Glasmalerei, die wir in der Schweiz besitzen. Sie eröffnen die Reihe der Schenkungen, denen das Kloster seinen reichen Schatz verdankt und der durch mehr als 4 Jahrhunderte hindurch geäußert wurde. Jedes Jahrhundert ist so mit einigen Beispielen vertreten. Meist ließen sich die Stifter in irgendeinem Zusammenhange mit seinem Heiligen abkonterfeien. Man eruiert die Stifter leicht auch an ihren Wappen, die erst klein und unauffällig angebracht waren, dann immer mehr zur Hauptsache der Bildscheibe wurden. Im 16. Jahrhundert kamen die eigentlichen Wappenscheiben auf neben den Figurenscheiben, die irgend eine biblische Szene



Nordarm des Kreuzganges.

darstellten. Damals kam auch die Sitte auf, daß Städte und andere Korporationen den Klöstern Glasgemälde schenkten; man nannte diese Scheiben Standesscheiben. Berühmte Maler wie Hans Holbein ließen sich Aufträge für solche Standesscheiben geben. Die von Basel aus der Sammlung trägt seinen Namen. Die meisten Wettinger Glasgemälde stammen aus der Blütezeit der Glasmalerei um 1560 herum; die Zürcher Schule (Niklaus Bluntzli) und die Zuger Schule (Michael Müller) und die Aarauer Meister Hans Ulrich Fisch der ältere sind zumeist vertreten.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich über den Rahmen dieser Hinweise hinaus noch Einzelheiten erwähnen. Noch manch Interessantes wäre in den übrigen Räumen des Klosters zu finden. Es muß mir die Hoffnung genügen, in diesem oder jenem Leser die Lust geweckt zu haben, selbst hinzugehen und sich die Dinge zu beschauen. Eine Fülle historischer und künstlerischer Offenbarungen erwarten dort den Geschichts- und Kunstbegeisterten. H. B.

Leo Tolstoi und der Krieg.

Dr. H. F. Zu allen Zeiten herrschte im Volke über den Krieg eine gewisse fatalistische Auffassung. Man betrachtete ihn als etwas Unvermeidliches und stellte ihn damit in die gleiche Reihe mit schädlichen Naturereignissen, wie Erdbeben, Bergsturz, Wassernot, Lavaausbruch zc. Diese Auffassung ist für den primitiveren Menschen typisch und sehr natürlich. Kann er sich doch über die Ursache eines Krieges ebensowenig ein klares Bild machen, wie über die Ursachen jener Naturereignisse. Er sieht nur seine verheerenden Wirkungen, kann nicht begreifen, daß irgend jemand daraus einen Gewinn ziehen kann, und so muß sich die Ueberzeugung bilden, daß der Krieg von den Menschen nicht gewollt, nur erduldet, eine Heimsuchung, eine Geißel in der Hand einer höhern, überirdischen Macht sei.

Wir modernen Menschen entfernen uns immer mehr von dieser fatalistischen Auffassung. Auch wir machen nicht ein einzelnes Ereignis für den Ausbruch eines Krieges ver-

antwortlich. Niemand glaubt z. B. heute, daß ohne den Fürstenmord in Serajewo kein Weltkrieg gekommen wäre. Wir betrachten die Ursachen und Zusammenhänge großzügiger und man sinnt heute doch schon allen Ernstes darüber nach, wie Kriege in Zukunft zu vermeiden seien. Man hält das also für möglich. Auch über die Naturereignisse denken wir ja nüchterner als die Menschen früherer Generationen. Man sucht ihnen zu begegnen, dämmt die reißenden Flüsse ein, baut Schutzwehren und pflanzt Wälder gegen Stein- schlag und Lawinen zc. zc.

Langsamer als der Westeuropäer hat sich der Russe entwickelt. Die Russen sind ein primitives Volk. Sie sind der Erde, dem Chaos noch nahe. Das Ueber Sinnliche spielt noch die größte Rolle. Diese Lebensauffassung tritt uns auch in Rußlands größten Dichtern und Denkern zutage.

Besonders interessant für unsere Zeit dürfte es sein, die Ansichten Tolstois, des Genies des 19. Jahrhunderts, des Dichters, Propheten und Glaubensfinders über den Krieg kennen zu lernen.

Graf Leo Nicolajewitsch Tolstoi, Abkömmling einer der ersten russischen Adelsfamilien, lebte in einer für Rußland recht kriegerischen Zeit. Als Offizier diente er lange in der Armee und machte verschiedene Feldzüge mit. Besondere Eindruck hat dabei sein militärischer Aufenthalt im Kaukasus auf ihn gemacht. Allein Tolstoi war, bevor er seine wahre Mission als Weltverbesserer zu erkennen glaubte, nicht nur Soldat, sondern auch Geschichtsforscher. Als solchen zogen ihn die Kriege der Russen gegen Napoleon, die mit den Ereignissen des Jahres 1812, in der Geschichte mit dem Namen „Der russische Feldzug“ bekannt, gekrönt wurden, besonders an. Dieser russische Feldzug Napoleons war bis zum heutigen Weltkrieg wohl die tiefgreifendste kriegerische Katastrophe der Welt. Nie vorher sah man solche Riesenheere sich gegeneinander bewegen, nie hatte die Verwüstung so große Landstriche erfaßt, nie beteiligten sich so viele Nationen an einem Feldzuge, umfaßte doch Napoleons Heer Angehörige aller mitteleuropäischen Staaten. In seinem Gesellschaftsroman: „Krieg und Frieden“ hat Tolstoi die Schrecken des Jahres 1812 anschaulich beschrieben:

„Am 12. Juli 1812 überschritten die Mächte Westeuropas die Grenzen Rußlands und der Krieg begann, d. h. es vollzog sich ein Ereignis, das aller menschlichen Vernunft und allen göttlichen und menschlichen Gesetzen widersprach. Die Millionen Menschen verübten gegeneinander eine Anzahl der größten Verbrechen. Trotzdem hielten sich diejenigen, die dergleichen begingen, nicht für Verbrecher.“

Was veranlaßte nun diese ungewöhnlichen und traurigen Ereignisse? Welches waren seine Gründe? Mit naiver Sicherheit sagen die Historiker, daß die Gründe dieses Ereignisses in den Kränkungen zu suchen waren, die dem Herzog von Oldenburg widerfahren waren, in der Nichtbeachtung des Kontinentalsystems, der maßlosen Herrschsucht Napoleons, der Charakterfestigkeit Alexanders (Kaisers von Rußland), in den Fehlern der Diplomatie usw. So hätte es also genügt, wenn man ihnen glauben dürfte, daß die Diplomaten während einer Audienz sich mehr hätten anstrengen und ein Billett kunstvoller stilisieren sollen, oder daß Napoleon an Alexander hätte schreiben müssen: Monsieur mon frère, je consens à rendre le duché au duc d'Oldenbourg — und der Krieg wäre unterblieben. Es ist klar, daß es diese und noch andere Gründe gab; doch für uns Nachkommen erweisen sich diese Gründe, wenn wir das Ungeheure der Ereignisse in vollem Umfange betrachten und uns in dieselben vertiefen, als ungenügend. Wir können nicht verstehen, daß Millionen Christen einander mordeten und marterten, weil ein Napoleon herrschsüchtig, ein Alexander charakterfest, eine Politik Englands listig und ein Oldenburger Herzog beeinträchtigt war. Es ist unverständlich, welche Beziehungen diese Umstände zu dem unumstößlichen Faktum von Mord und Gewalt haben, warum deshalb, weil ein kleiner Fürst beleidigt war, Tausende von Menschen vom andern Ende Europas die Bewohner des Smolensker und Moskauer Gouvernements plünderten und mordeten und wiederum von diesen gemordet und ausgeraubt wurden.“

Könnte man heute nicht ganz ähnlich sprechen? Hat es einen Sinn, zu behaupten, daß deswegen Hunderttausende von unschuldigen deutschen, französischen und englischen Untertanen sich zerfleischen mußten, nur weil auf dem Balkan sowohl Oesterreich als Rußland Einfluß gewinnen wollten?

Geradezu wörtlich aber könnten folgende Worte von Tolstoi in einem heutigen Friedensartikel stehen:

„Für uns Nachkommen, Nichthistoriker, Nichtteilnehmer an der Erforschung dieses Krieges, die wir darum das Faktum mit unparteiischem gesundem Sinn betrachten, stellen sich seine Gründe in zahlloser Menge dar. Je mehr wir uns in die Erforschung derselben versenken, desto mehr enthüllen sie sich uns, jeder Grund einzeln oder als eine ganze Reihe von Gründen genommen, erscheint uns als an und

für sich gerecht, jedoch als trügerisch nach seiner Geringfügigkeit im Vergleich mit der Bedeutung der Tatsache und nach seiner Wirkungslosigkeit, wenn er allein vorhanden gewesen wäre.“

„Nichts hätte sein können ohne einen von diesen Gründen, mithin wirkten alle diese Gründe zusammen, um das zu veranlassen, was geschah. Millionen von Menschen mußten nach Osten ziehen und ihresgleichen morden, gerade so, wie mehrere Jahrhunderte früher Scharen von Menschen von Osten nach Westen zogen, um das gleiche zu tun.“

Die Handlungsweise eines Napoleon und Alexander, von deren Wort scheinbar das Ereignis abhing, war ebenso wenig willkürlich, wie diejenige jedes Soldaten, der mit ins Feld zog. Es war unerklärlich, daß Millionen Menschen, in deren Händen die wirkliche Gewalt lag, die Soldaten, welche schossen, Proviant und Kanonen transportierten, einverstanden waren, diesen Willen einzeln, ohne sie ganz wertloser Menschen zu erfüllen.

Der Fatalismus in der Geschichte ist unvermeidlich zur Erklärung nicht verständlicher Erscheinungen.

Je mehr wir sie zu verstehen trachten, um so unbegreiflicher erscheinen sie uns. Jeder Mensch lebt für sich, benützt die Freiheit zur Erreichung persönlicher Zwecke und fühlt mit seinem ganzen Wesen, daß er irgend eine Sache gleich oder nicht gleich tun kann, doch, sobald er sie tut, wird diese Sache im bestimmten Zeitmoment abgetan, unwiderruflich und ist Eigentum der Geschichte, in der sie nicht freie, sondern vorher bestimmte Bedeutung hat.

Es gibt zwei Seiten des Lebens in jedem Menschen: das persönliche Leben, das um so freier ist, je abstrakter die Interessen sind, und das elementare Leben, in welchem der Mensch unvermeidlich ihm vorgeschriebene Gesetze erfüllt. Der Mensch lebt für sich bewußt, dient aber als bewußtloses Werkzeug zum Erreichen historischer und allgemeiner menschlicher Zwecke.

Je höher ein Mensch auf der Gesellschaftsstufe steht, um so größer ist seine Macht auf andere, aber um so sichtbar ist auch die Vorbestimmung und Unvermeidbarkeit jeder seiner Handlungen. Trotzdem Napoleon im Jahre 1812 mehr als je glaubte, daß es von ihm abhing, „verser ou ne pas verser le sang de ses peuples“ unterlag er nie mehr als da jenen Gesetzen, die ihn zwangen, für die Geschichte zu tun, was sich vollziehen sollte.

Wenn der Apfel reif ist und fällt, warum fällt er? Etwa weil es ihn zur Erde zieht, oder weil das Mark vertrocknet, oder weil er von der Sonne welkt, oder weil er zu schwer ist und der Wind ihn abschüttelt, oder — weil der unter dem Baume stehende Knabe ihn zu essen verlangt? Keiner dieser Gründe allein genügt, wohl aber das Zusammenfallen aller. Und jener Botaniker, der findet, daß der Apfel fällt, weil sich das Zellgewebe zerlegt und dergleichen, wird schließlich genau so recht (oder unrecht) haben, wie jenes Kind, das unter dem Baume steht und sagt: „Der Apfel ist gefallen, weil ich darum gebetet habe.“ Ebenso recht und unrecht würde haben, wer sagt, daß Napoleon nach Moskau gezogen wäre, weil er wollte, daß er unterging, wie jener recht und unrecht haben würde, der sagt, daß ein zusammenstürzender Berg, der untergraben ist, deshalb zusammenfiel, weil der letzte Arbeiter noch einen Spatenstich tat.

In historischen Ereignissen sind die sogenannten Großen und Mächtigen der Erde nur wie Etiketten, die dem Ereignis den Namen geben, die ebenso aber, wie die Etiketten, am allerwenigsten Verbindung mit der Sache selbst haben.

Jede Wirkung ihrerseits an und für sich willkürlich erscheinend, ist in historischem Sinne nicht willkürlich, sondern findet sich in Verbindung mit dem Gesamtgange der Geschichte und von Ewigkeit her — vorausbestimmt.“